

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1907

27 (1.2.1907)

Der Volksfreund

Tageszeitung für das werktätige Volk Badens.

Abgabe täglich mit Ausnahme Sonntags und der gesetzlichen Feiertage. —
Abonnementpreis: ins Haus durch Kräger geliefert, monatlich 70 Pf.,
vierteljährlich 2.10. In der Expedition und den Abhängen abgeholt, monatlich
60 Pf. Bei der Post bestellt und dort abgeholt 2.10, durch den Briefträger
ins Haus gebracht 2.52 vierteljährlich.

Redaktion und Expedition:
Luisenstraße 24.
Telefon: Nr. 128. — Postfach: Nr. 814.
Sprechstunden der Redaktion: 12—1 Uhr mittags.
Redaktionsbüro: 1/2—10 Uhr vormittags.

Inserate: die einseitige, kleine Zeile, oder deren Raum 20 Bl., Total-Interate
billiger. Bei größeren Aufträgen Rabatt. — Schluss der Annahme von In-
seraten für nächste Nummer vormittags 1/2 Uhr. Größere Inserate müssen
tags zuvor, spätestens 8 Uhr nachmittags, aufgegeben sein. — Geschäftsstunden
der Expedition: vormittags 1/2—1 Uhr und nachmittags von 2—1/2 Uhr.

Nr. 27.

Karlsruhe, Freitag den 1. Februar 1907.

27. Jahrgang.

Sozialdemokratie und freisinnige Volkspartei in den Stichwahlen.

Eine Sonderausgabe des Reichsanzeigers veröffentlicht ein Verzeichnis der vorzunehmenden Stichwahlen auf Grund der vorläufigen amtlichen Ermittlungen, wonach die Sozialdemokratie in 88 Kreisen zur Stichwahl steht. In zahlreichen Fällen ist die freisinnige Volkspartei zwischen der Sozialdemokratie und den Parteien der Reaktion mitzuzählen.

In Oberbarnim hat der Sozialdemokrat Bruns vor dem Reichsparteitag Pauli gegen 200 Stimmen Vorzug. Bruns würde gewählt werden, wenn die über 5000 Volksparteiler nicht für Pauli einträten. In Potsdam-Osthavelland beträgt der Vorzug des Sozialdemokraten die Hälfte vor dem konservativen Pauli, und als dreieinhalbtausend Stimmen. Aber die Freisinnigen mit ihren 8000 Stimmen haben beibehalten, den Konservativen zu unterliegen. Von 4000 Stimmen ist in Westhavelland Gen. v. v. dem Nationalliberalen voraus, aber die Volksparteiler treten mit ihren fast sechshundert Stimmen für den letzteren ein. In Rottbusch-Spremburg wäre die Wahl des Gen. v. Bernstein sicher, wenn die Volksparteiler sie unterstützen würden; natürlich wird das Umgekehrte geschehen; die Freisinnigen werden für den ultrakonservativen Herrn v. Dirlsen Stimmung machen. Ähnlich steht es in Striegau-Schweidnitz, Grünberg-Freifeld, Querfurt, Garburg, Wiesbaden, Sossenheim, Schwäbe-Schmalldalen, Hanau, Kaiserlautern, Reichen-Walden, Döbeln-Roswein, Annaberg-Gibensdorf, Rostock, Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Sachsen-Gotha, Schaumburg-Lippe. Alle diese Kreise sind für die Stichwahl ausgeschrieben, weil sie auf eigener Kraft zu gewinnen sind, falls sie sich nicht durch die Freisinnigen Wähler noch mehr Scham, Freiheitsgefühl und politische Einsicht bestreuen, als die Volksparteiler darbieten.

Wenn die freisinnige Volkspartei der Reaktion im Jahre 1903 eine Reihe von Mandaten in die Hände spielte, so begriff sie das einigermassen aus dem Schred, der das gesamte Wirksam nach dem 18. Juni 1903 befallen hatte. In die Widerläufigkeit des Wides von 1903 mischte sich also immer noch ein Zug von Romik. Dermal aber bleibt nichts davon übrig, als der absehbare nade Verlust aller freisinnigen Interessen. Warum will die freisinnige Volkspartei bei den Stichwahlen die schon bedrohlich angelegene konservativ-rechte noch weiter stärken, und die Kraft der sozialdemokratischen Kräfte noch weiter zu vermindern trachten? Sie ist eine Gegnerin des sozialdemokratischen „Endziels“, und das ist doch ihre Pflicht. Aber warum will sie nicht bezeugen, daß der neue Reichstag, wenn die Stichwahlen für die Sozialdemokratie günstig verlaufen sollten, die soziale Revolution und die Expropriation der Expropriatoren befehlen würde. Es gibt eine andere Gefahr des Reichstags, und jedes Kind kann nachsehen, welche „Gefahr“ zurzeit die nähere ist die des sozialdemokratischen oder die des ultrakonservativen Endziels? Das Verhalten der freisinnigen Volkspartei (die mit der freisinnigen Vereini-

gung nicht zu verwechseln ist) fordert die sozialdemokratischen Arbeiter geradezu zu Gegenmaßnahmen heraus. In Stralsund, Sagan-Sprottau, Rügenberg, Rügen-Goldberg-Sagan, Randschut, Zeridom, Schleswig-Ebenförde und auch noch in andern Wahlkreisen wird es von der Sozialdemokratie abhängen, wie sich das Schicksal der Volksparteiler bei der Stichwahl entscheidet. In einem Teil dieser Kreise zum mindesten wird kein Arbeiter einen freisinnigen Stimmzettel in die Hand nehmen können, ohne sich dabei die Finger zu beschmutzen. Ein Reaktionsär, der in der konservativen Fraktion mit der Herde blödt, ist viel weniger gefährlich, als ein verkappter Agent der Konserativen in einer freisinnigen Fraktion. Den anständigen Leuten unter den Freisinnigen kann es nur lieb sein, wenn bei den Stichwahlen eine zweideutige Gerichthofen über Bord gehen.

Zur Reichstagswahlbewegung in Baden.

Wie zu welchem Grade politischer Selbstverwirklichung

ein Nationalliberaler herabsteigen kann, wenn es gilt, bei den Wahlen Stimmen zu erbetteln, zeigt der folgende Aufruf, der gestern Abend in der Bad. Presse erschien:

Aufruf an meine katholischen Mitbürger!

Karlsruhe, 31. Januar 1907.

In erster Stunde trete ich als Protestant vor die katholischen Wähler des 9. und 10. Reichstagswahlkreises in Baden und bitte Sie herzlich, für die Macht und Größe unseres deutschen Reiches einzutreten am 5. Febr. 1907. Ich glaube mich hierzu berufen, weil ich im Jahre 1902 mit aller Entschiedenheit in einer politischen Schrift meinen gegenwärtigen Standpunkt gegenüber dem ultramontanen Ektie öffentlich festgelegt habe; aber niemand, welcher diese Schrift gelesen hat, wird leugnen können, daß ich der katholischen Kirche meines Entgegenkommens, ich darf wohl sagen, christliche Liebe gezeigt habe. Ich hoffe zu Gott, daß wir in Deutschland demnächst Zeiten entgegengehen, welche uns konfessionellen Frieden schaffen, ohne daß der Liberalismus, der Protestantismus und der Staat unerfüllbare Opfer bringen muß. Das ist mein heißes Verlangen für unser deutsches Vaterland und in diesem Geiste ziehe ich Abend für Abend in meinem geliebten badischen Heimatlande umher und bitte um Vereinigung aller vaterländisch gesinnten Wähler ohne Unterschied ihrer religiösen und politischen Anschauung; ich kann mich als Zeugen auf einen katholischen Priester in Obergrombach berufen, welcher mir daselbst die Ehre erwiesen hat, meine dortige Rede zu hören.

Als katholische Mitbürger, reist am 5. Februar 1907 von der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe und von der mächtigen Industriehaft Wörzheim die rote Fahne herunter und zieht die schwarz-weiß-rote auf. Gott wird Euch und Eurer Kirche vergelten!

Heinrich Freiherr v. Diersburg.

Jedem, welcher an diesem Aufruf zu lächeln, erscheint uns überflüssig. Nur so viel sei bemerkt, daß, wenn ein Mitglied unserer Partei, gar ein solches, das öffentlich propagandistisch tätig ist, in solcher Weise, wie es hier geschieht, die Würde der

Partei wegwerfen und mit Hüfen treten würde, wir mit einem solchen Gefinnungsbildeten kurzen Prozeß machen würden. Bei den Nationalliberalen aber ist nichts unmöglich.

Für ungläublich dumme

halten die Nationalliberalen die Wähler. Das geht aus einem Aufruf der Dreisgauer Zeitung für die Wahl des Reichstages hervor. Nach den in den nationalliberalen Aufrufen bildeten nationalen Wähler wird an die Wähler aller Parteien appelliert, in der Stichwahl für Dirscher einzutreten. Insbesondere die sozialdemokratischen Wähler werden eindringlich ermahnt, ihrer „nationalen Pflicht“ eingedenk zu sein. Dann heißt es wörtlich:

Ernötigt insbesondere, daß es jetzt, nach der durch den ersten Wahlgang geschaffenen Lage, gilt, alle liberalen Elemente im Reichstage zu stärken, um den reaktionären Bestrebungen des Zentrums, die Euch nicht minder als uns verhaßt und einen kräftigen Miegel vorzuschieben, um vor allem einer Koalition von Zentrum und äußerster Rechten vorzubeugen, die durch ihren tatsächlichen Einfluß noch mehr als durch ihre vereinigte Stimmzahl einen Abdruck auf unsere gesamte Gesetzgebung und auf unsere ganze innere Politik ausüben könnte.

Das heißt man die politische Schindluderer auf die höchste Spitze treiben. Erst gehen die Nationalliberalen mit den Konservativen und Freikonser-

vativen zusammen, um die Sozialdemokratie zu schwächen und zum Dank dafür soll diese dann die Nationalliberalen Stichwahlhilfe gewähren. Das politische Schamgefühl scheint bei den Nationalliberalen zu den Hunden entfallen zu sein, sonst könnten sie so unverschämte Zimmungen nicht durch. Der Führer der Nationalliberalen ist nur durch die Gnade der Konservativen wieder gewählt worden. Wie kann eine Partei, die von der Reaktion so abhängig ist, wie die Nationalliberalen, und die obendrein innerlich total korumpiert ist, nur wagen, sich auf den Kampf gegen die Reaktion zu berufen? Wer hat denn in Deutschland die Reaktion großgezogen? Doch nur die Nationalliberalen. Und wie kann man in denselben Atemzug, wo man um die Stimmen der Konservativen bettelt, sich als Kämpfer gegen die Reaktion anpreisen wollen? Das ist eine politische Heuchelei, wie man sie sich schlimmer kaum noch denken kann.

Es dümmert ihnen,

den Liberalen nämlich. Nach sind die Stichwahlen nicht geschlagen, und schon werden diejenigen, die glaubten, die Sieger zu sein, daß sie die Eingeseiften sind. Der Bad. Landesbote druckt einen Artikel des Hg. Schrader ab, in welchem dieser auf die Gefahren hinweist, die der neue, bis auf die Knochen reaktionäre Reichstag in sich birgt. Von sich aus leuchtet dann das demokratische Blatt:

Die Situation ist hier eher noch zu rosig gezeichnet. Die Tatsache droht, daß im kommenden Reichstag eine schlimmere Majorität jene Zukunftsfrage (in der Kolonialaffäre) ablösen wird. Eine Majorität der Rechten und des Zentrums. Damit ist auch gleich die andere Tatsache gegeben, daß Wilow in den kulturellen Fragen seine Politik auf diese neue Konstellation ein färben wird. Zudem er dabei ganz und gar bei der bisherigen Nuance bleiben kann.

Die Minorität für die Liberalisierung der Staats- und Kultur-Ausgaben ist aber durch die (zugunsten der Rechten fallende) Dezimierung

der Sozialdemokratie im neuen Reichstag schwächer als im alten. Was aber hilft uns, wenn Wilow keine „nationale Majorität“ hat, um der Minorität der liberalen Gesamtkräfte ein Schnippchen zu schlagen.

Sehr richtig! Aber die Einsicht kommt zu spät. Erst haben die Demokraten wieder mitgeholfen, den „nationalen“ Seifenschaum anzurühren, mit dem das Meer der Phylister eingeseift wurde. Und nun flennen sie über das, was sie selbst mit angerichtet haben. Der Linksliberalismus, der sich an den Wagen des Nationalliberalismus spannen ließ, in der trüben Einbildung, dadurch dem wirklichen Liberalismus zu dienen und zu nützen, ist nach allen Regeln der Kunst hereingelegt worden. Im neuen Reichstag ist der Liberalismus ohnmächtiger denn je zuvor. Er kann und wird die Rolle des Lokalen der Regierung spielen. Der 25. Januar war ein Tag der Schande des deutschen Liberalismus und der 5. Februar wird diese Schande nur noch vergrößern. Und der Linksliberalismus kann sich von dieser Schande nicht freisprechen, im Gegenteil, er hat ein erkledlich Anteil daran. Zum Lohn dafür, daß er das Phylistermeer hat einseifen helfen, legt ihm jetzt die Reaktion selbst das Messer an die Kehle. Er hat verdient!

Im Reich.

Was ist erreicht?

Auf diese Frage antwortet in christlicher Einschätzung des Ergebnisses der Hauptwahlen ein bürgerlich-fortschrittliches Blatt, Die Welt am Montag in Berlin, was folgt:

„Daß Herr Wilow und seine Leute geneigt sind, diesen Erfolg zu überschätzen, ist keineswegs auffällig. Wie ein schwerer Alp hat alle die Jahre hindurch die Tatsache auf ihnen gelastet, daß die Sozialdemokratie in ununterbrochener Aufwärtsbewegung begriffen war. Jede Wahl brachte ihr neue Erfolge, und verunglückte Niederlagen, die sie bei Nachwahlen erlitt, wurden meistens durch Zufälligkeiten verschiedenster Art herbeigeführt und konnten daher nicht als Symptome gelten. Nun aber ist es zum erstenmal seit langer Zeit den „Ordnungsparteien“ auch ohne ultramontane Hilfe gelungen, den Sozialdemokraten eine erhebliche Anzahl von Sitzen abzunehmen und dadurch ihre parlamentarische Machtstellung zu erschüttern. Dessen freuen sich die Herrschaften begrifflicherweise umsonst, je größer von jeder die Furcht vor der Entwidlung gerade dieser Partei gewesen ist. Ihnen genügt der sichtbare und greifbare Erfolg, und gerne verneinen sie es, seinen Ursachen nachzugraben. Könnten sie sich hiezu entschließen, dann würde ihre Freude vielleicht weniger groß sein, und man in der Zukunft würden sie dann der Zukunft entgegengehen.“

Der Verlust der Sozialdemokratie ist ein ganz erheblicher Nachteil für die Sache der Freiheit und der Volksrechte. Das ist eine Tatsache, die betreten oder auch nur bemängeln zu wollen eine Unehrlichkeit wäre, die ich mir denen gegenüber, die in mich das Vertrauen setzen, daß ich ihnen die Wahrheit nicht vorenthalten werde, nicht mag zuschulden kommen lassen. Einen dauernden Gewinn für die Reaktion aber bedeutet dieser Verlust dennoch nicht. Der Wahlkampf selbst hat gezeigt, wie wenig dies der Fall sein kann. Mit den leidenschaftlichsten Beteuerungen ihrer Freiheitsliebe und ihrer Volkstreue mußten die Kandidaten der liberalen Parteien und sogar die des Nationalliberalismus vor ihre Wähler hintreten, weil sie nur

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung. (Nachd. v. v. v.)

„Der die Geldwechler und Krämer mit der Schwärze aus dem Tempel trieb,“ fuhr Lucas weiter, „der getragt wurde — denkt daran — als ein Schwärzer und Störer der sozialen Ordnung. Und wenn Mann haben sie zum „Hohenpriester“ des Schwärzes, der überflüssigen Ehrbarkeit“ gemacht, zum Hohenpriester einer Kirchenlehre, in deren Schatten sich alle die Schreden und Abscheulichkeiten moderner Zivilisation abspielen. Edelstängelbäume werden von ihm gemacht, sinnliche Priester, deren Behranch ihm zu Ehren, und moderne Schwärze der Industrie bringen ihm die Dollars, an denen der Untergang hilfloser Mütter und Kinder hängt, kamen ihm Tempel, sitzen herein und reich gestülften Stühlen und lauschen seiner Rede, die von einem Doktor düstiger Gotteslehre angesetzt wird.“

„Was?“ rief Schliemann lachend. „Aber der Schwärze war in vollem Laufe, er predigte über einen Tempel, den er nun schon während der letzten Jahre lang als sein ständiges Vortragsthemo lehrte, und er ließ sich nie dabei unterbrechen.“

„Das ist Jesus von Nazareth!“ rief er, „dieser Schwärzende Arbeiter, Agitator, Geistesverwirrer, Anarchist. Er, der erhabene Herr und Richter einer Welt, in der die Körper und Seelen der menschlichen Wesen in Dollars umgewandelt werden. Wenn Jesus heute auf diese Welt käme und leben würde, wie die Menschen seinen Namen nicht anrufen, würde do seine Seele vor Jörn nicht zum Himmel flammen? Würde er bei diesem Anruf nicht tief betrübt werden? Er, der Herr der Himmelswelt und der Liebe? Keine hässliche Nacht, die er in dem Garten Gethsemane im Todeskampf bis blutiger Schwerm im auf die Stirne trat, glaubt Ihr, daß er damals etwas Schlimmes

soh, als was er heute Nacht auf den Schlachtfeldern der Wandschüre sehen könnte? Glaubt Ihr nicht, daß, wenn er jetzt in St. Petersburg wäre, er die Reichshe nähme, die Geldwechler aus seinem Tempel auszutreiben?“

Sier hielt der Redner einen Augenblick an, um Atem zu holen. „Nein, Freund,“ sagte der andere trocken, „denn er war ein praktischer Mann. Er würde kleine Nachahmungen von Zitronen nehmen, solche wie jetzt nach Ausland verschifft werden, handlich in der Tasche zu tragen und stark genug, einen ganzen Tempel in die Luft zu sprengen.“

Lucas wartete, bis die Gesellschaft aufhörte zu lachen; dann begann er wieder: „Ja, seht es vom praktischen, politischen Standpunkt an, Genossen. Sier ist eine historische Person, der alle Menschen Verehrung und Liebe sollen, die unser Leben gelebt, unsere Lehre verkündet hat. Sollen wir sie nun in den Händen unserer Feinde lassen? Sollen wir ihnen erlauben, ihr Beispiel zu unterdrücken und einen Namen aus ihr zu machen? Wir lieben Jesu Worte, die niemand verleugnen kann. Sollen wir sie aber dem Volke nicht predigen und ihm nicht weisen, was er eigentlich war, was er lehrte und was er tat? Nein, nein — und tausendmal nein. Wir werden seine Autorität denissen und die Schurken und Faulenzer aus seinem Tempel jagen und werden das Volk zum Sondern erheben.“

Lucas hielt ein. Der andere streckte die Hand nach einer Zeitung aus, die auf dem Tisch lag. „Sier, Freund,“ sagte er mit Lachen. „Sier ist eine Stelle, mit der du beginnen kannst. Der Frau eines Bischofs sind sieben Diamanten im Werte von 50 000 Dollar gestohlen worden und jener Bischof ist ein tüchtiger und gelehrter Bischof, ein Philantrop und arbeiterfreundlicher Bischof.“ Als die Gesellschaft jetzt einen Augenblick schwiege, meinte der Redakteur etwas naiv, er habe immer geglaubt, daß der Sozialismus ein vollständig fertiges Programm für die Zukunft der Zivilisation bereit habe, während hier doch zwei aktive Vitalkörper der Partei fast direkt entgegengelegte Anschauungen zeigten. „Es wird nicht interessieren,“ sagte er, „wenn die beiden Her-

ren mir auseinanderlegen möchten, was sie eigentlich an gemeinsamen Ideen haben, und warum sie zu ein und derselben Partei gehören.“ Als Resultat dieser Anfrage zeigte sich nach langer Debatte die Formulierung zweier sorgfältig überlegter Vorschläge: Zuerst, daß ein Sozialist den Gemeinbesitz und die demokratische Verwaltung der Produktionsmittel fordert, und zweitens, daß ein Sozialist glaubt, daß die Mittel, durch welche das zustande gebracht wird, in den Klassenbewußtsein und der politischen Organisation der Arbeiter liegen.

Für Lucas, den religiösen Schwärmer, bedeutete ein Gemeinbesitz das „Neue Jerusalem“, das himmlische Königreich, das in jedem selbst liegt. Dem anderen war der Sozialismus einfach ein notwendiger Schritt zum weit entfernten Ziel, ein Schritt, der mit Geduld gemacht werden müsse. Schliemann nannte sich einen „philosophischen Anarchisten“, und er erklärte, daß er ein Anarchist, ein Mensch sei, der da glaube, daß das Endziel des menschlichen Daseins in der freien Entwicklung jeder Individualität liege, uneingeschränkt durch Gesetze, ausgenommen die Gesetze seines eigenen Willens. Da dasselbe Licht wohl alle Feuer entzünden könne, so sei es leicht durchführbar, die Industrie der Kontrolle der Stimme der Allgemeinheit zu unterstellen. Es gibt nur eine Erde, und der Anfang der materiellen Güter ist begrenzt.

Dagegen sind die intellektuellen und moralischen Dinge unerschöpflich, und jeder kann von ihnen, soviel er nur immer will, in sich aufnehmen, ohne daß ein anderer beraubt wird. Daher soll Gemeinbesitz in der materiellen Produktion herrschen, aber Anarchismus in allen intellektuellen Fragen. So lautete die Formel des modernen proletarischen Gedankens. Sobald die Geburtswehen vorüber sind und die Wunden der Gesellschaft geheilt sind, wird ein einfaches System aufgerichtet, nach welchem jeder seine Arbeit gutgeschrieben bekommt und mit seiner Arbeit ausbezahlt. Auf diese einfache Art werden die Prozesse der Produktion, des Austausches und der Konsumtion automatisch weitergeben, ohne daß wir uns dessen bewußt sind, wenigstens nicht mehr,

als ein Mensch sich bewußt ist, daß sein Herz schlägt. Und dann erklärte Schliemann, würde sich die Gesellschaft in unabhängige sich selbst verwaltende Gemeinwesen von gegenseitig gleichwertigen Personen auflösen, wie sie jetzt schon die Klubs, die Kirchen und politischen Parteien zum Beispiel darstellen. Nach der Revolution würde für alle intellektuellen, künstlerischen und geistigen Bestrebungen der Menschen durch solche „Freie Gemeinwesen“ gefordert werden. Romantikersteller werden von denen unterhalten, die Romane lieben, Maler von denen, die sich für ihre Kunst interessieren — daselbe sei der Fall bei Predigern, Gelehrten, Künstlern und Musikern. Wenn irgend jemand zu malen oder zu predigen wünscht und niemand finden kann, der ihn unterhält, dann kann er sich selbst unterhalten, wenn er einen Teil seiner Zeit über arbeitet. Daselbe ist jetzt der Fall, nur mit dem Unterschied, daß das Konkurrenzlohnsystem den Mann gewinnt, die ganze Zeit zu arbeiten, um zu leben, während nach der Abschaffung des Klassenvertrages und der Ausbeutung jeder sich wird erheben können durch eine Stunde Arbeit am Tage. Auch ist die Anhängerschaft eines Künstlers heutzutage nur eine geringe, denn alle sind bedrückt durch die Anstrengungen, die es sie gekostet hat, sich ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Von der intellektuellen und künstlerischen Tätigkeit, wie sie sich zeigen würde, wenn die ganze Menschheit befreit wird von dem Alp der Konkurrenz, können wir uns gegenwärtig keine Vorstellung machen.

Dann wünschte der Redakteur noch zu wissen, wie Schliemann es für möglich halte, daß die menschliche Gesellschaft bei einer Stunde täglicher Arbeit seiner Mitglieber existieren könne. „Gerade das,“ antwortete der andere, „würde die Produktionsfähigkeit der Gesellschaft erhöhen, wenn nur erst alle Quellen der Wissenschaft ausgenutzt würden. Wir haben heute noch kein Mittel, dies genau zu erweisen, aber wir können sicher sein, daß es alles überbietet wird, was heute den Leuten, die an die häßlichen Barbareien des Kapitalismus gewöhnt sind, erreichbar erscheinen könnte.“ (Fortf. folgt.)

